

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 78 Bromberg, den 15. April 1928.

Der Mann, den die Welt nicht sah!

Ein Roman von Traum und Sein von Hanns Marschall.

3. Fortsetzung.

Kommissar Sörrendsen schluckte heftig. „Natürlich nicht!" lächelte er mühsam. „In dieser Lage befanden sich außer Ihnen und Exzellenz noch ein Herr und eine Dame. Der Herr war Lanis Carlson, der zurzeit an einer Erfindung mit Professor Strandjelm gemeinsam gearbeitet hatte. Gestern Abend war mir leider ein Verhör unmöglich und so bat ich Herrn Carlson sich heute in seiner Wohnung aufzuhalten. Dieser Bitte ist Herr Carlson nicht nachgekommen, sondern hat die Wohnung vielmehr verlassen, wie ich vorhin festzustellen in der Lage war. Ohne den Herrn irgendwie verdächtigen zu wollen, ist ein Verhör im Falle Professor Strandjelm doch unerläßlich, und ich bin gekommen, Sie zu bitten, mir den Namen der anderen Dame zu sagen, die sich gleichfalls in der Loge befand. Ich nehme an, daß vielleicht diese Dame mir etwas über den Verbleib des Herrn Carlson mitteilen kann!"

Ängstlich beobachtete er Inge von Brogade, die zum Fenster geschritten war und auf die Straße hinabsah. Endlich wandte sie sich um und sagte kurz: „Adel Gade 11! — Kann ich Ihnen sonst noch dienlich sein?"

Der Kommissar verneinte und empfahl sich mit vielen Verneigungen. —

Erleichtert atmete er auf, als er wieder auf der Straße stand.

„Adel Gade 11!" brummte er, als er in den Wagen stieg. Der Wagen flog über den Asphalt dahin. Ein Glück, ging es ihm unterwegs durch den Sinn, daß er allein bei der Komtesse vorgesprochen hatte und der andere Beamte nicht Zeuge seiner Hilflosigkeit geworden war.

In der Adel Gade sollte die Nachforschung leichter werden. Ruth Bryon empfing ihn sofort.

„Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich unerwartet komme", begann er die Einleitung, „leider bin ich gezwungen, dienstlich vorzusprechen! — Gnädigste kennen Herrn Lanis Carlson?"

„Ja!" kam es unsicher von Ruth Bryons Lippen.

„Sie waren gestern Abend mit ihm in Gesellschaft Sr. Exzellenz und der Komtesse in der Oper?"

„Ja!" Ruth griff an den Kopf. „Ich entsinne mich, Sie gesehen zu haben. Waren Sie nicht der Herr, der ihn dringend noch vor Beginn der Vorstellung zu sprechen wünschte?"

„Allerdings, meine Gnädigste! — Die Störung war unvermeidlich. Ich bat Herrn Carlson, sich heute zu Hause aufzuhalten, da ein kurzes Verhör im Falle Professor Strandjelm mir schon gestern unumgänglich notwendig erschien. Leider hatte nun Herr Lanis Carlson meine Bitte nicht beachtet, und hat sich von seiner Wohnung fortbegeben, ohne zu hinterlassen, wann er zurückkehren wird oder wo er sich aufhält. Meine Nachforschungen vertragen aber leider keinen Aufschub!"

Er sah Ruth Bryon prüfend an. Sie hielt dem Blick stand und errötete nur leicht. „Ich verstehe!" sagte sie leise.

„Ohne nun Herrn Carlson in den Verdacht mit der Angelegenheit bringen zu wollen, Gnädigste, muß ich es doch als sehr leichtsinnig von ihm betrachten, daß er nicht auf mich gewartet hat. Der Fall, so dunkel er auch im Augenblick scheinen mag, hat einige eigenartige Momente, die bestimmte Rückschlüsse zulassen. Beispielsweise ist Herr Carlson bis um 3 Uhr im Laboratorium mit dem Professor zusammengewesen. Er hat den Raum verlassen, zu dem nur er und der Professor den Schlüssel besitzen, wie der Diener aussagte. Der Diener ist gleichfalls um 3 Uhr, kurz nachdem Herr Carlson fortgefahren ist, weggegangen, um das Essen für den Professor zu besorgen. Als er um 4 Uhr zurück kam, fand er ihn tot!"

Kommissar Sörrendsen machte eine Pause und beobachtete Ruth Bryon. Dann fuhr er fort:

„Die äußere Tür war verschlossen. Sie ist mit einem Sicherheitsschloß feinster Art versehen. Ich habe mich selbst überzeugt, daß keine unbefugte Hand sich daran zu schaffen gemacht hat. Die innere Tür war offen und nur eingeklinkt! — Also kann nur jemand bei dem Professor gewesen sein, der die Einrichtung genau kannte, ferner die Arbeitsgewohnheiten überwachte, einen Schlüssel zur ersten Tür besaß und außerdem orientiert war, daß sich zur betreffenden Stunde nur der Professor allein im Laboratorium befand!"

„Ja, gewiß, mein Herr, — ich verstehe Sie vollkommen!" Ruth Bryon sah sich hilflos im Zimmer um. „Sie erzählen mir einen Sachverhalt, von dem ich keine Ahnung habe. Ich habe bis heute das Laboratorium noch nie betreten und kenne es also nicht. Herr Carlson ist mein Freund, — das heißt, wir kennen uns seit Jahren! — Ich wußte, daß er gemeinsam mit dem Professor an einer großen Erfindung arbeitete, aber er sprach zu mir nie näher davon. Gestern abend nun waren wir zum ersten Male seit langer Zeit aus. Kurz zuvor hatte er uns, meiner Freundin und mir, die Mitteilung gemacht, daß seine Arbeit abgeschlossen und die Erfindung geglückt sei —"

„Ah! —"

„— und dann, als wir schon im Theater saßen, überraschte uns die Nachricht von dem plötzlichen — Ableben des Professors!"

Kriminalkommissar Sörrendsen machte sich einige Notizen. „Und nun zur wichtigsten Frage, meine Gnädigste: Soweit ich orientiert bin, handelt es sich bei der geglückten Arbeit, wie Sie sich vorhin ausdrückten, um etwas Ähnliches, wie — eine Tarnkappe, mit deren Hilfe sich der Träger unsichtbar machen kann, nicht wahr?"

„Ja!"

„Diese Erfindung also ist gemacht?"

„So sagte mir Herr Carlson!"

Eine längere Pause trat ein. Der Kommissar schien angestrengt nachzudenken. Endlich richtete er sich auf: „Unglaublich, was die Leute heutzutage nicht alles erfinden! — Können Sie mir nun bitte sagen, wo sich Herr Carlson zur Zeit und Stunde aufhält?"

Ruth Bryon zuckte hilflos die Achseln und konnte es nicht verhindern, daß sie rot wurde.

„Herr Carlson hat gestern nach dem 2. Akt die Vorstellung verlassen, wie ich erfuhr?"

„Ja! — Er war sehr unruhig und fühlte sich plötzlich nicht wohl. Auch wollte er vor allem, wie er sagte, sehen, wie es eigentlich um alles stünde!"

„Seltsam! Haben Sie nicht auch das Gefühl, daß Herr Carlson gleich, als er von dem Mord hörte und mit mir gesprochen hatte, seinen Freund und Arbeitskollegen hätte aufsuchen sollen?"

Ruth Bryon schwieg nachdenklich. Dann sagte sie leise: „Es war alles so unfaßbar. Wir konnten alle nicht denken. Dazu kam, daß sich Exzellenz von Brogade doch in der Loge

befand. Exzellenz weiß zwar von dem Zusammenarbeiten der beiden Herren, aber er war einesteils froh, daß die Erfindung in Sicherheit war!"

„Wieso?"

„Sie befand sich doch bereits im Hause des Herrn Carlson."

Sörrendsen notierte wieder eifrig.

„Und dann begann gerade die Oper — und Exzellenz war vollkommen vertieft. Er sagte nur ein einzigesmal noch — ich glaube, es war nach dem ersten Akt in der Pause — leise etwas zu Herrn Carlson. Sonst sprachen wir nicht mehr davon!"

„Wovon?"

„Von der Erfindung!"

Der Kommissar erhob sich. „Sie haben mit Herrn Carlson heute noch nicht gesprochen?"

„Doch! — Er telephonierte am frühen Vormittag an und erzählte mir, daß er wahrscheinlich heute noch verreisen müsse. Genaues vermochte er nicht, mir zu sagen, versprach aber, auf alle Fälle noch vorher anzurufen!"

Der Kommissar überlegte. Dann wandte er sich zum Gehen. An der Tür drehte er sich um: „Ich danke Ihnen, meine Gnädigste, für Ihre liebenswürdige Auskunft! — Vielleicht kann mir dieser oder jener Punkt Nutzen bringen!"

Ruth Bryon hatte sich erhoben und war dem Beamten zur Tür gefolgt. Und auf einmal fühlte Sörrendsen eine weiche Frauenhand auf seinem Ärmel.

„Verzeihen Sie, Herr Kommissar", sagte Ruth Bryon leise, „aber können Sie verstehen, daß ich unruhig bin?"

Sörrendsen sah die blonde Frau an und nickte.

„Ich weiß nicht, warum, — Herr Kommissar, — aber — es ist so!"

„Wenn Sie irgendetwas haben oder wünschen, Gnädigste, kommen Sie bitte zu mir auf das Bureau, — ich werde immer zu sprechen sein!"

„Ich danke Ihnen!"

Langsam und nachdenklich schritt der Kommissar die Treppe hinab. Eine herrliche Sache war das ja, in die er hineingefallen war. Natürlich: Nur er, Sörrendsen konnte dieses zweifelhafte Glück genießen. Die anderen Kollegen waren ja viel zu dumm dazu. Nur ihm konnte dies widerfahren.

Er setzte sich in den Wagen und fuhr nach der Polizeidirektion. Mürrisch kam er an. Als er in sein Zimmer trat, fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief. Die Adresse war flüchtig geschrieben und lautete nur:

„Herrn Polizeikommissar Sörrendsen!"

Im Nebenzimmer, zu dem die Flügeltüren offen standen, saßen zwei Beamte bei der Arbeit.

„War jemand hier?" erkundigte sich Sörrendsen und trat in das andere Zimmer.

„Niemand!" lautete die einstimmige Antwort.

„Von wem ist der Brief, der auf meinem Schreibtisch liegt?"

Keiner der Beamten war in der Zeit der Abwesenheit im Zimmer gewesen.

„War meine Tür ständig verschlossen?"

„Ja!" Verwundert blickten die Polizeibeamten auf Sörrendsen.

„Ist niemand von draußen durch dieses Zimmer in mein Bureau gegangen?"

„Niemand!" Die Verwunderung wuchs.

Da trat der Kommissar in sein Zimmer zurück und schloß die Tür. Dann ließ er sich schweratmend in seinen Stuhl fallen, riß den Umschlag auf und las:

„Sehr geehrter Herr Sörrendsen! Es ist naturgemäß unmöglich, daß Sie mich finden. Warum, — das wissen Sie selbst am besten! Ich bitte Sie auch inständig, Fräulein Ruth Bryon nicht zu belästigen. Sie kann Ihnen absolut nichts Wissenswertes verraten! — Was sagen Sie zu der Abfuhr bei der Komtesse? — Sind Sie im Dienst immer so zurückhaltend und höflich, und läuft Ihnen, wenn Sie mit einer Dame sprechen, immer der Angstschweiß über den Nacken?

Und jetzt in allem Ernst: Wie steht es eigentlich um den armen Professor Strandjelm? Ist er wirklich nicht mehr am Leben? — Ich gebe Ihnen brieflich mein unsichtbares Ehrenwort, — und dieses ist heute tausendfach mehr wert, als wenn ich es Ihnen leibhaftig geben würde! — daß ich daran sicher unbeteiligt bin! Ihnen und Ihrem bureaukratischen Sinn wird das natürlich nicht genügen, — nun, ich kann nichts am Lauf der Dinge und Geschicke ändern — genau so wenig, wie Sie selbst.

Leben Sie wohl und seien Sie vielmals gegrüßt von Ihrem

Lanis Carlson,
dem Manne, den die Welt nicht sieht."

Erschöpft sank Kriminalkommissar Sörrendsen in den Stuhl zurück und stieß den gräßlichsten Fluch aus, den jemals ein königlicher Polizeikommissar in Kopenhagen ausgestoßen hat.

*

Um die gleiche Stunde aber, da Sörrendsen zusammengeknickt auf seinem grünen Stuhl hockte und sich am Ende aller kriminellen Weisheit befand, rannte der Generaldirektor Baggersen wie ein Besessener durch die Kassenräume der „Continent-Bank" und schrie in einemfort:

„Dieb! — Überfall! — Hilfe! — Raub! — Polizei!"

Und dann fing er mit heiserer Stimme wieder von vorne an, daß das im Vorraum wartende Publikum teilnahmsvoll zusammenschauerte.

Wenige Augenblicke später bekam die Polizeidirektion, Abteilung Raub, den sonderbarsten Telephon-Anruf, den sie je erhalten hatte, und der diensttuende Beamte notierte wie folgt:

„Continent-Bank" — Hauptkasse — am hellen Tage Zeit: 1 Uhr mittag — bei größtem Verkehr und Anwesenheit aller Angestellten — geraubt — 50000 Dollar — aus offenem Geldschrank — vor dem Generaldirektor und erster Kassierer gearbeitet haben — alle im Hause befindlichen Personen werden festgehalten — niemand kann — das Haus verlassen — sofort Beamte vom zuständigen Dezernat entsenden — Schluß!"

(Fortsetzung folgt.)

Ans Klavier, Fräulein Kathinka!

Skizze von Marion Gilbert.

(Ber. Übersetzung aus dem Französischen von Anni Konen.)

Die Hausfrauen pflegten zu sagen: „Und dann nehmen wir noch die Klavierspielerin", wenn sie die Listen der Einzuladenden zusammenstellten. Sie hieß „Fräulein Kathinka".

Schon wegen der Belastung mit diesem Namen haßte sie zu Zeiten das Leben, wenn es sie gar zu arg zauste. Es genügte wohl nicht, schmächtig und häßlich zu sein und einen derart dunklen Teint zu besitzen, daß niemand sich die Mühe nahm, in diesem Gesicht die versteckten schwarzen Diamanten zu suchen, die sich hinter den gar zu häufig niedergeschlagenen Wimpern bargen. War es nicht Qual genug, das Einkommen so fürchterlich strecken zu müssen? Wenn die Anschaffung eines Paares Handschuhe notwendig war, so mußte die dafür erforderliche Summe durch Weglassen einer Mahlzeit eingespart werden. Liebe kannte sie seit dem Scheiden der von ihr hingebend gepflegten Mutter nicht mehr. Kein Mann hatte ihr zärtliche Gefühle gewidmet, da ihr der Kampf ums Dasein den Frohsinn geraubt hatte. Sie sah weit älter aus als fünfunddreißig Jahre, die sie tatsächlich zählte. Und zu all diesem noch einen Rufnamen zu haben, den die kleinen Kinder für die komische Figur aussuchen, wenn sie „Erwachsene" spielen!

Nun: sie war eben die „Klavierspielerin". Ein schreckliches Wort, das unsagbar verwundete. Selbstverständlich redete kein Mensch sie so an, aber sie wußte wohl, daß man sie derart bezeichnete und daß sie in den Häusern, wo sie spielte, zwar nicht so leicht zu ersetzen war, aber schließlich nicht höher geschätzt wurde, als ein nützliches Möbel.

Doch jedes menschliche Wesen besitzt eine Zuflucht. Für Fräulein Kathinka bildete die Musik das Refugium, trotzdem sie ihre Sklavin geworden war. Sie hatte wahres Talent, das sie sorgfältig vor der Außenwelt verbarg; es hätte ihr im Beruf schaden können. Aber die Kunst tröstete sie für die durch Blick, Worte oder schweigendes Übergehen erlittenen Demütigungen.

Wenn sie in ihrem Zimmer allein Chopin oder Debussy gespielt hatte, konnte es geschehen, daß sie vor den Spiegel trat, sich eine spöttische Verneigung machte und murmelte:

„Ans Klavier, Fräulein Kathinka." —

— — „Gerade ich will sie auffordern! Da staunt Ihr?" rief übermütig der schöne Tänzer.

„Du willst ihr wohl gar den Hof machen? Dieser Klavierspielerin?"

„So ist's. Also: Vorwärts mit frischem Mut!"

In einer Ecke des Tanzsaales scharten sich sechs oder acht junge Mädchen, in ihrer modernen, schlanken Aufmachung die beliebtesten Tänzerinnen des Abends, um den hübschen jungen Mann, der durch die allseitige Huldigung ein wenig übermütig wurde.

„Sie werden das doch nicht tun", sagte ungläubig eine besonders graziöse Schöne.

„Warum eigentlich nicht?" fragte er zurück. „Obwohl solche Personen die Musik in Mißkredit bringen." Er erstickte fast vor unterdrücktem Lachen.

„Aber das werden Sie gar nicht wagen . . ."

Er erwiderte: „Aufgepaßt!" und wandte sich zum Klavier.

Ihrer Gewohnheit nach war Fräulein Kathinka zwischen dem Aufspielen ins Träumen geraten. Sie saß in ihrem bescheidenen schwarzen Chinakreppkleid versonnen am Instrument. Sie wollte niemand sprechen. Diese Zeit wenigstens gehörte ihr, wurde nur manchmal dadurch unterbrochen, daß ein Diener ihr Erfrischungen, häufig mit spöttischem Lächeln, anbot. Niemals jedoch näherte sich ihr jemand, um sich mit ihr zu unterhalten. Sie war eben ein Ding, die Klavierspielerin. Daher sah sie dem Herankommenden mit wie aus weiter Ferne zurückkehrenden Blicken entgegen.

Er aber, der hübsche Junge, blickte sie mit dem heiteren Lächeln an, von dem er wußte, daß es ihn unwiderstehlich machte.

„Ich muß Ihnen doch auch meine Aufwartung machen, Fräulein . . ."

Doch konnte er seinen Satz nicht zu Ende führen, denn Fräulein Kathinka sagte ohne Bitterkeit einfach: „Ich bin die Klavierspielerin."

Ihm fehlten die Worte, doch faßte er sich schließlich zu der Anerkennung: „Sie machen es ausgezeichnet." Dann setzte er sich an den Baß, wie man es nur in ganz bestimmter Absicht tut, und fing von neuem an: „Sie haben Geist, mein Fräulein, das dachte ich mir."

„Aber, mein Herr, ich sagte Ihnen das doch ohne jeden Spott," erwiderte sie.

„Nun, Sie haben die Worte wie toll hervorgestoßen."

„Warum hätte ich das tun sollen?" fragte sie unschuldig.

Er wandte ihr seinen hübschen Kopf mit den leuchtenden Augen zu. „Aus Mitleid, aus Rache, aus List."

„Das sind für mich zu hohe Gefühle," meinte sie, „und sie ermüden zu sehr."

Er lachte frei heraus. Das Spiel machte ihm Vergnügen. „Und die Liebe?" Fräulein Kathinka spielte ein gedämpftes Arpeggio. „Und die Musik?" fragte sie. „Darf eine „Klavierspielerin" sich gestatten, davon zu sprechen?"

„Lassen Sie dies dumme Wort!" sagte er mit einer Bewegung, die fast heftig wirkte.

„Von diesem Wort lebe ich. Es ist nicht zu verachten."

Doch mit einer gewissen Koketterie begann sie einen Walzer von Ravel.

„Also das spielen Sie auch! Wollen Sie es nicht zu Ende führen?"

Sie spielte den Walzer gedämpft nur für sich und ihn. Um sie herum schwieg alles wie auf Vereinbarung. In einer Ecke hockte die junge Gesellschaft, die Alten hatten den Saal verlassen . . .

— Um Fräulein Kathinka versank alles. Um sie und den Unbekannten hatte sich die Sympathie gewoben, die alle von der gleichen Passion Beseelten einigt. Er hatte ein Instrument entdeckt, sie endlich einen teilnahmsvollen Zuhörer gefunden.

Er bat: „Le Jardin sous la pluie (Der Garten im Regen)! Die Chaconne!" Gehorsam spielte sie Debussy, Schmitt, die Modernen, die Klassiker und die Alten. Die Sonate Pathétique verkündete ihre Tragödie, Schumann durchschüttelte sie, und Bach gab seine Erbauung.

Schließlich hob Fräulein Kathinka die Augen, um in die wirkliche Welt zurückzukehren. Da bemerkte sie um das Klavier Leute mit gespannt aufmerksamen oder leeren Gesichtern. Endlich ein Publikum, von dem sie stets geträumt hatte! Sie stand bestürzt auf, fühlte sich schuldbewußt. Wurde sie nicht dafür bezahlt, daß sie zum Tanze spielen sollte.

Doch in ihren Ohren brauste es. Alle riefen: „Bravo, bravo! Welche Künstlerin! Haben Sie das gewußt, gnädige Frau? Kaum zu glauben, die Klavierspielerin!"

Der hübsche, leichtsinnige Jüngling nötigte sie sanft, sich zu setzen. Da widmete ihm Fräulein Kathinka mit einem ihn erschütternden Dankesblick — ihrem ersten und einzigen Liebesblick — ihren Triumph.

Aphorismen.

Von August Roesch.

Es ist nicht immer so, daß von zwei Wegen einer der richtige ist, mitunter sind beide falsch, und der zum Ziel führt, muß erst noch gefunden werden.

*

Es ist vollkommen sinnlos, einem Gedanken nachzuhängen, dessen Erfüllung sich einem versagt. Das Schicksal kennt unsere wahren Bedürfnisse viel besser als wir selbst.

*

Wir können uns in die verschiedensten Verhältnisse begeben, die Grundprobleme unseres Lebens bleiben immer dieselben.

Chronische Furchtgefühle.

Ein neuer Weg zur Heilung.

Würde es nicht ein großartiges Gefühl sein, wenn man plötzlich entdeckte, daß man sich vor gar nichts fürchtet? Nun, man kann diesen Gemütszustand erreichen. Es gibt nur zwei natürliche, unvermeidliche Furchtgefühle; alle anderen sind angelernt, und ebenso wie sie angelernt sind, kann man sie auch wieder verlernen. Man kann sich selbst erziehen, frei von Furcht, Sorge und Mangel an Selbstvertrauen zu sein, indem man einfache und schließlich unfehlbare Systeme von Gewohnheiten aufbaut, die solche Dinge in unserem Leben praktisch unmöglich machen.

Wir werden, so behauptet Dr. Mitchell, Universitätsdozent für Psychologie und erster Vorsitzender der Klinischen Abteilung der Amerikanischen Psychologischen Vereinigung, der seit zehn Jahren die chronischen Furchtgefühle seiner Patienten auf die nachstehend von ihm geschilderte Art behandelt und heilt, mit nur zwei Furchtgefühlen geboren: Ein Baby zeigt nur dann Zeichen von Furcht, wenn es ein lautes Geräusch hört, oder wenn es so placiert wird, daß die Gefahr des Fallens vorhanden ist. Andere Furchtgefühle sind angelernt. Wenn ein Kind die richtige Erziehung genösse, wenn niemand in seiner Gegenwart von Furcht spräche, wenn es niemals erschreckt würde, so würde es zu einem Leben heranwachsen, das völlig frei von Furcht ist. Seit 10 Jahren kenne ich zwei Jungen, die, soweit wir entdecken können, niemals das Gefühl der Furcht gekannt haben. Um nur zwei Beispiele anzuführen: Sie schlafen allein in einem großen Hause, ohne an Furcht zu denken. Sie gehen auch nachts, wenn nötig, furchtlos ins Freie. Daß sie von Furcht frei sind, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß sie selten, wenn überhaupt, etwas von Furcht gehört haben. Die Knaben sind, wenn es nötig war, dadurch bestraft worden, daß man ihnen gewisse Vorrechte entzog, aber niemals mit Schlägen, durch Einsperren in ein dunkles Zimmer, durch Drohungen mit dem „Bösen Mann" oder der Polizei oder andere Dinge, die bei ihnen Furcht hätten hervorrufen können.

Ich kenne eine Frau, die besessen ist von einer Furcht vor Einbrechern. — Nun gibt es immer irgendeinen Ursprung bei jedem Furchtgefühl. Ich entdeckte, daß, als sie Kind war, ihre Mutter die Korridortür doppelt zu verriegeln pflegte, dann unter die Betten und die Schränke sah, als ob Einbrecher sich mit Vorliebe dort aufhielten. Zuletzt pflegte sie unter das Bett des Kindes zu sehen und die Tür fest zu verschließen. Natürlich wuchs das Kind in der Furcht heran, daß es so viel Einbrecher gibt wie Fliegen zur Sommerszeit.

Das Furchtgefühl: „Es wird mir nicht gelingen!" ist das am weitesten verbreitete. Es ist der Fluch der Menschheit und gänzlich nutzlos. Es schnürt das Herz zu, untergräbt die Nerven und garantiert beinahe, daß man keinen Erfolg haben wird und kann. Gewöhnlich ist die Ursache das an den Menschen gestellte Verlangen, Dinge zu verrichten, die über seine physische und mentale Veranlagung hinausgehen. Die Kinder tun ihr Bestes, haben aber keinen Erfolg und sind bald erfüllt von aller Art von Furcht- und Minderwertigkeitsgefühlen, die ihr ganzes Leben über andauern.

Ich glaube nicht an das, was man gemeinhin als „Wille" bezeichnet. Die meisten glauben, daß die Willensstärke irgendein geheimnisvoller, mentaler Dynamo ist, der auf Befehl arbeitet, eine Art wilde Entschlossenheit, die unseren Kräften etwas Neues hinzufügt. Der Wille ist meiner Ansicht nach ein System von Gewohnheiten. Man kann diese Gewohnheitssysteme stärken, so daß man den Antrieb seiner Kräfte ungeheuer steigern kann. Aber man tut es nicht durch irgendeine gewaltige innere Anstrengung, sondern einfach dadurch, daß man sich sehr oft für die richtige Handlungsweise entscheidet, anstatt für die falsche.

Wenn man sehr häufig in dieser richtigen Weise verfährt, entwickelt man diese Gewohnheitssysteme. Sie werden allmählich zur Haupttriebskraft des ganzen Lebens. Mit der Zeit wirkt sich die ganze Kraft unserer Persönlichkeit ohne Zögern in der gewünschten Richtung aus.

Es dauert manchmal eine gute Weile, neue Gewohnheiten aufzubauen. Da war z. B. ein junger Mann, der sich so sehr fürchtete, höhergelegene Orte aufzusuchen, daß er nicht höher als bis zum 2. Stock eines Gebäudes steigen konnte. Ich fand heraus, daß dies auf drei Ereignisse seiner Kindheit zurückging. 1. Ein jovialer Onkel pflegte ihn zu fangen und baumelnd über einen Brunnen zu halten, während der kleine Bursche vor Schrecken schrie. 2. Sein Lehrer pflegte ihm damit zu drohen, daß er ihn aus dem Fenster des 3. Stockwerkes werfen würde. 3. Sein Vater hatte genau das getan, was er hätte unterlassen sollen: er schleifte ihn häufig auf steile Klippen und in hohe Gebäude und sagte: „Ich werde dir deine Furcht schon abgewöhnen."

Zuerst stärkte ich das Vertrauen des jungen Mannes zu seiner Fähigkeit, seine Furcht zu besiegen. Ich überzeugte ihn, daß sein Furchtgefühl keine rechte Ursache habe. Denn wenn das der Fall wäre, wäre jedermann furchtsam. Ich entwarf ein Programm: „Sie werden heute soundso viele Male in den 2. Stock eines Gebäudes gehen und morgen so viele Male.“ Mit der Zeit hatte ich ihn soweit, daß er im Lift überall hinauffuhr, ohne die leiseste Furcht zu empfinden.

Es ist erstaunlich, durch welch einen simplen Vorgang die meisten Menschen ihr Selbstvertrauen verloren haben, und welch einfacher geistiger Trick es ist, es zurückzugewinnen. Ich habe ein einfaches Mittel für die Wiederherstellung des Selbstvertrauens, das erstaunlich gut wirkt! Ich lasse meine Patienten eine Liste von 40 oder 50 alltäglichen Verrichtungen anfertigen, z. B. Autofahren, Klavierspielen, Vorträge halten, die Überwachung der Arbeiten anderer, usw. Da jeder seine eigene Liste aufstellt, schreibt er natürlich Dinge auf, auf die er sich ziemlich gut versteht. Dann lasse ich sie ihre Fähigkeiten in diesen Dingen selbst zensieren, und zwar mit den Nummern 1 bis 5. Daraufhin lasse ich sie die gleichen Verrichtungen bei zehn ihrer Freunde zensieren und ihr eigenes Gesamtprädikat mit jedem einzelnen ihrer Freunde vergleichen. Worauf es dabei ankommt, ist dieses: Ein Mensch verliert sein Vertrauen zu sich durch ein Gesamturteil über seine eigene Unfähigkeit und Inferiorität. Und mein Mittel ersetzt das allgemeine Urteil der Inferiorität durch eine Reihe von Einzelurteilen über seine Fähigkeit in einzelnen Tätigkeiten.

Ein Rauschgiftprozeß.

121 Rauschgiftschmuggler vor Gericht.

Man kommt nicht zur Ruhe in Paris. Eine Sensation jagt die andere, es ist, als ob dort alle Teufel losgelassen wären. Trotz aller mysteriösen Verbrechen, die die Öffentlichkeit und die Polizei beschäftigen, ist es ein Monstreprozeß, der gegenwärtig die Gemüter in Aufregung erhält: Der Prozeß gegen 121 Angeklagte, Ärzte, Apotheker, Damen der ersten Gesellschaft, die beschuldigt werden, den Schmuggel und den Vertrieb von Rauschgiften aller Art in ganz Europa betrieben zu haben.

Nach unendlich zäher, schwierigster Arbeit ist es der Polizei gelungen, die in fast allen größeren Städten Frankreichs installierten Zentren des Kokain-, Morphium- und Opiumhandels aufzudecken und die geheimnisvollen Beherrscher des Rauschgiftmarktes festzunehmen. Da von diesen französischen Zentren aus der ganze europäische Rauschgiftmarkt bedient worden ist, ist nunmehr eine wirksame Bekämpfung des gesamten europäischen Rauschgifthandels zu erhoffen.

Die meisten der den höheren Gesellschaftsklassen angehörenden Verhafteten sind selbst dem Gebrauch der Rauschgifte verfallen und dadurch auf die Bahn des Verbrechens getrieben worden. Ungeheure Mengen von Kokain, Opium, Morphium Haschisch sind auf diese Weise in die Hände von „Patienten“ gelangt, ungeheure Gewinne sind von den beteiligten Ärzten, Apothekern und anderen Händlern erzielt worden.

Die Hauptzentrale des Giftschleichhandels befand sich in Marseille, der großen Hafenstadt, wo die Gifte aus allen Weltteilen zusammenkamen. Ein 42jähriger Chinese hielt die Fäden des ganzen Handels in der Hand; er ist ein steinreicher Mann geworden und besitzt ein großes Palais in Marseille und eine Villa im Bois de Boulogne in Paris. Ein Negerarzt und zwei Amerikanerinnen waren seine nächsten Helfer und sitzen neben ihm auf der Anklagebank. St. F.

Der Herr der „Schwarzen Hand“.

In Chicago ist Joe Esposito gestorben, und mit solcher Pracht bestattet worden, die man sonst nur für Nabobs oder andere große Tiere übrig hat. Und wer war Joe Esposito? Eine Gestalt, die auf der ganzen Welt nur in Chicago existieren konnte: Oberhaupt einer Räuberbande, Schmugglerkönig, Diamantengräber und — Stadtverordneter in Chicago.

Vor langen Jahren war Esposito aus Neapel nach Amerika ausgewandert, und landete nach langen Irrfahrten als Bettler in Chicago. Dort „organisierte“ er die Bettlergilde, und diese Organisation brachte ihm sehr viel Geld ein. Er war kein unvermögender Mann mehr, als er die Räuber- und Erpresserbande „Schwarze Hand“ gründete. Er war unendlich geschickt in der Wahl seiner Mitarbeiter; er hatte gute Verbindungen zur Polizei; das Geschäft florierte. Esposito hatte die „Ideen“; er führte sie nie selbst aus; aber er verstand immer, die richtigen Leute am richtigen Ort zu verwenden. Man wußte in ganz Chicago, daß Joe Esposito der Anführer der „Schwarzen Hand“ war; aber niemand hatte Beweise, und nie konnte Joe von jemand überführt werden. Hunderttausende von Dollar mußten die Reichen von Chicago der „Schwarzen Hand“ opfern.

Esposito war ein reicher Mann geworden, er konnte seinen Liebhabereien nachgehen. Er hatte eine besondere Schwäche für Diamanten, und er kaufte sich ein Diamantenfeld in Transvaal. Sein Hausgewand bestand in einer malerischen Tracht, zu der ein Gürtel gehörte, der mit 6000 wertvollen Diamanten übersät war.

Nach der Trockenlegung Amerikas befaßte sich Esposito mit dem sicheren Blick für gute Geschäfte mit dem Alkoholschmuggel, seinen Reichtum dadurch ins Märchenhafte steigernd.

Aber schon während des Krieges waren seine Macht und sein Vermögen so groß geworden, daß er es durchsetzen konnte, zum Chicagoer Stadtverordneten gewählt zu werden, ohne daß er deswegen sein Amt als Haupt der „Schwarzen Hand“ niedergelegt hätte; ein Doppelleben, das in keiner anderen Stadt der Erde möglich gewesen wäre.

Und trotzdem ist sein Verbrechertum der Nagel zu seinem Sarge geworden. Ein Konkurrenzunternehmen der „Schwarzen Hand“, dem die Erfolge Joes unangenehm waren, hatte beschlossen, den Anführer der erfolgreichen Bande unschädlich zu machen. Man lauerte ihm auf, und die tödliche Kugel traf ihn unweit seines palastartigen Wohnhauses.

Die Gegner scheinen von ihrem gefährlichen Feind gelernt zu haben. Das Attentat auf Esposito war so gut vorbereitet, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine Spur des Mörders und seiner Gehilfen zu finden. St. F.



Bunte Chronik



*** Margaret Griffiths folgenschweres Mitleid.** In Portsmouth stand neulich der Einbrecher George Whitlock vor seinen Richtern. Der schwere Junge hat mehrere „Dinge gedreht“, und die Detektive waren einstimmig der Meinung, daß er mit einem Kollegen zusammen „gearbeitet“ haben mußte. Allein Whitlock war nicht zu bewegen, seinen Helfershelfer namhaft zu machen, und behauptete hartnäckig, sämtliche Verbrechen allein ausgeführt zu haben. Der Richter drohte schließlich, ihn, wenn er nicht reumütig gestehen wolle, zu mehrjähriger Zwangsarbeit zu verurteilen. In diesem Augenblick begann ein junges Mädchen aus dem Publikum herzzerreißend zu weinen. „Nanu, Fräulein,“ wandte sich der erstaunte Richter an die mitleidige Zuhörerin, „warum denn diese große Anteilnahme an dem Schicksal dieses Erzgauners?“ Die Antwort der Weinenden klang etwas verwirrt, ein geschickter Detektiv nahm sich ihrer an, und — nach wenigen Minuten stellte es sich heraus, daß Fräulein Margaret Griffith allen Grund hatte, „ihren George“ zu bemitleiden: sie war seine Braut; und noch mehr als das: seine Gehilfin bei den nächtlichen Ausflügen. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen, als der Richter ihrem Geliebten eine so schwere Strafe in Aussicht stellte, und verdankt nun ihrem mitleidigen Herzen einige Jahre Zuchthaus.

*** Lebendig begraben.** In amerikanischen wissenschaftlichen Kreisen wird gegenwärtig der Fall einer Kröte lebhaft besprochen, die 31 Jahre lang lebendig eingemauert war in einer Wand des Gerichtsgebäudes von Eastland (Texas), und es dort die ganze Zeit über ohne Nahrung, ohne Luft und ohne Wasser ausgehalten hat. Trotzdem wurde das Tier jetzt ganz frisch-lebendig aufgefunden. Einige amerikanische Blätter lassen sich die Gelegenheit nicht entgehen, diese Kröte ihren Lesern im Bilde vorzuführen.

Lustige Rundschau



*** Logisch.** „Sie haben Schmerzen im linken Bein? Ja, ja, das macht das Alter.“ — „Reden Sie keinen Unsinn, das rechte Bein ist genau so alt!“

*

*** Auskunft.** „Sagen Sie mal, mei Kuteister, gibt's in dieser Gägend keenen Waldmeistr?“ — „Waldmeister? Nee, mir hamm hier bloß 'nen Revierförster.“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.